



FRIENDS IN DIFFERENCE

Erfahrungen in der Begegnung mit Muslimen

*Festvortrag
von
P. Felix Körner SJ*

Sechs Jahre habe ich mit zwei anderen Jesuiten die katholische Kirche von Ankara betreut. Aber heute geht es nicht um die Lage der Christen in der Türkei, sondern um »Erfahrungen in der Begegnung mit Muslimen«; und deshalb möchte ich Sie einladen, mich einmal hinauszubegleiten. Ich verlasse die Kirche, den geschützten Raum. Angst habe ich hier draußen keine. Es ist sogar erholsam, einmal rauszukommen: Mitbrüder sind nicht immer einfach. Und Sie, verehrte Damen und Herren, können mich begleiten, wie ich von der Kirche zur islamisch-theologischen Fakultät gehe, wie ich eine Reihe von Orten besuche, um mich an eine Reihe von Begegnungen zu erinnern, an eine Reihe von Muslimen.

Ali

Neben unserer Kirche ist eine Fabrik, ganz klein, in Wohnzimmergröße. Es ist Alis Fabrik. Er hat eine Maschine erfunden, mit der man Wachsmalstifte gießen kann. Ali ist nicht gerade schlank und auch nicht gerade religiös. Es ist ein Novembervormorgen im Jahr 2006. Ali sitzt vor seiner Fabrik und gibt mir das Zeichen, dass er mir etwas mitteilen will. »Felix«, sagt er, als ich vor ihm stehe. »Heute kommt ja euer Papst.« Stimmt. Papst Benedikt ist angekündigt. Zwei Monate zuvor hatte Benedikt seine

berühmte Regensburger Rede gehalten. In ihr hatte er das Christentum als die Religion der Rationalität dargestellt und ihr mit einem mittelalterlichen Zitat den Islam als Religion der Aggressivität entgegengestellt.

»Felix, heute kommt ja euer Papst«, sagt Ali also, und fährt fort: »Den knallen wir ab!« Was soll ich da sagen? Irgendwie fällt mir die richtige Antwort ein (Heiliger Geist!): »Den knallt ihr ab? Das habt ihr doch schon beim letzten versucht; hat ja auch nicht geklappt!« Das war natürlich eine Anspielung auf Papst Johannes Paul II., den 1981 Mehmet Ali Ağca erschießen wollte, ein psychisch kranker Türke, wohl vom russischen Militärnachrichtendienst beauftragt. Wie reagiert Ali auf meine Antwort? Er lacht sich kaputt, bietet mir das »give me five«-Zeichen, unsere Hände klatschen aneinander, er fragt noch, ob ich einen Tee will, ich muss aber weiter. Halten wir kurz inne – für drei Gedanken! Erstens: Was ich bisher erzählt habe und jetzt noch erzähle, klingt vielleicht manchmal ein bisschen romanhaft. Aber es ist alles so passiert. Zweitens: Ali ist kein frommer Mann. Er würde sich auch darüber wundern, dass er an erster Stelle vorkommt, wenn ich Begegnungen mit Muslimen schildere. Wir müssen uns tatsächlich davor hüten, jeden Menschen in nur eine Gruppe einzusortieren. Man könnte das die Gefahr der »Mono-Kategorisierung« nennen. Sie kann ein mehr oder weniger bewusstes »Othering« werden: Den anderen Menschen empfinde ich deshalb als wirklich anders, weil ich ihn einer Gruppe zuordne, zu der ich nicht gehöre. Jeder gehört aber doch zu verschiedenen Gruppen zugleich; und in dem, was sein Leben am meisten prägt, ist er mir möglicherweise nah. Jedoch kann auch eine sonst nebensächliche Zugehörigkeit plötzlich vordringlich sein.

Wenn der Papst den Propheten beleidigt, ist auch der kaum gläubige Wachsmalstiftfabrikant mit einem Mal Muslim und verletzt. Drittens: Als Ali gesagt hatte, »Den knallen wir ab!«, stand alles auf der Kippe: Der Tag stand auf der Kippe, unsere Beziehung, sogar: die Bedeutung seiner Bemerkung. Wenn ich sie ernst genommen hätte, wäre sie auch ernst gemeint gewesen. Aber mir kam der Geistesblitz, sein Wort als Witz zu nehmen. Es kippte in die richtige Richtung; und selbst Ali schien beruhigt. Er war vorher offenbar selbst nicht ganz sicher, wie er's gemeint hatte. Der Papstbesuch wurde dann auch ein Erfolg. Benedikt brachte zwar nochmals ein mittelalterliches Zitat – und wir zitterten, was er nun wieder hervorziehen würde. Aber es war die schöne Formel aus dem Jahr 1076: Ihr Muslime und wir, sagt Papst Gregor VII., »wir glauben und bekennen denselben Gott, wenn auch auf verschiedene Weise«.

Hasan und Hulusi

Nun weiter auf meinem Weg durch Ankara! Gleich an der Ecke haben Hasan und Hulusi ihr Geschäft. Sie verkaufen alles Mögliche: Sonnenbrillen, muslimische Rosenkränze, Taschenlampen. Hulusi ist 25 Jahre alt. Vor einem Jahr hat er seine Frau verloren, als sie mit dem ersten Kind schwanger war: beide tot. Wenn er mich sieht, macht er aber keinen traurigen Eindruck. Wir haben schon mehrfach über Glaubensfragen gesprochen. Der junge Witwer und sein großer Bruder gehören zu einer islamisch-geistlichen Bewegung: Nurus sind sie, lesen immer wieder die Vorträge und Briefe des Gründers Said Nursî (gestorben 1960). Hasan und Hulusi haben etwas Reines, Mildes. Man spürt, wie sie in dem ständigen Bewusstsein leben: das Diesseits ist nur eine Probezeit für die Ewigkeit. Sie haben auch für alle Lebenslagen ein weises Wort auf Lager. Jetzt ist Ramadan, den Tag über essen sie also nichts, trinken nichts, lutschen nicht einmal ein Bonbon, tragen aber die Herausforderung des Fastens mit einer freudigen Würde; und sie erklären mir:

»Fasten ist Schule der Dankbarkeit.« Einen Wunsch aber haben sie heute: Ich soll sie diesen Abend besuchen. Sie wollen das Fastenbrechen mit mir feiern. Wäre ja schön, sage ich, aber ich habe doch selber diese Tage Besuch, meine Islamwissenschaftsprofessorin aus Deutschland ist da. Ich will mich um sie kümmern. Felix – beschließen Hasan und Hulusi sofort –, die bringst du einfach mit! Die deutsche Professorin kann tadellos Türkisch; und als ich es mit ihr bespreche, lässt sie sich tatsächlich darauf ein – solange wir die wenigen Abende zusammen verbringen, können wir auch gemeinsam einen Besuch machen. Die Brüder holen Frau Professor Wielandt und mich an der Kirche ab, und wir fahren in eine ärmere Wohngegend. Hier stehen keine komfortablen Mehrfamilienhäuser, wie sie die meisten türkischsprachigen *Christen* bewohnen. Ich sehe, die Brüder leben zwar in einem kleinen Haus, aber es ist ein Mehr-Generationen-Haushalt. Die Großfamilie begrüßt uns mit neugieriger Freude. Die Frauen tragen Kopftuch. So hatte ich mir das auch vorgestellt. Ich strecke ihnen also nicht die Hand entgegen, sondern verneige mich, die Hand vor dem Herzen. Aber dann geschieht etwas Unerwartetes. Frau Wielandt, bitteschön, wird ihr bedeutet, Sie gehen mit den Frauen, Sie essen hier; und wir Männer, wir gehen ins andere Zimmer. Oh Schreck! Hulusi sieht meine Sorge, ich protestiere. Er will mich beruhigen: »Ach, Frauen, die reden doch sowieso nichts Interessantes.« Peinlich! Die Brüder führen mich ins Wohnzimmer, an der Wand steht ein Sofa, wir setzen uns aber auf den Boden. Das lieben viele türkische Familien. Ich glaube, sie fühlen sich dann wie ihre Vorväter: wie die türkischen Nomaden, aber auch wie die Beduinen zur Zeit Muḥammads. Die Familie verrichtet nun ihr Abendgebet, aber sie tun es in verschiedenen Schichten, damit die Gäste nie allein sind. Dann brechen sie das Fasten dieses Tages mit einer Dattel und einer Tasse heißer Suppe. Wir reden kaum. Der Fernseher läuft. Das ist für einen nahöstlichen Haushalt keine Rücksichtslosigkeit. Der Fernseher ist

das Lagerfeuer. Er knistert und flimmert, und man sitzt schweigend darum herum. Es läuft gesungene Koranrezitation, dann ein Glaubensgespräch. Wir essen still. Meine Gedanken gehen immer wieder zu meiner Professorin: Sie wird sich bestimmt ärgern, dass wir getrennt wurden; die Gedanken von Hasan und Hulusi sind offenbar auch nicht hier, nicht bei dem frommen Ramadan-Fernsehprogramm, sind auch nicht bei mir, dem deutschen Gast, sie freuen sich sichtlich, dass ich da bin, aber sie wollen nicht reden, sie scheinen sich eher ins Paradies hineinzuversetzen, auf das sie sich vorbereiten. Nach zwei Stunden geschmackvollem, aber fast wortlosem Essen gebe ich das Zeichen, das sie selbst als Gastgeber nie geben würden: Ich sage »mit eurer Erlaubnis« – was so viel bedeutet wie: Aufbruch. Ich bin aufgeregt, weil ich ja jetzt meine Professorin wiedersehe, sicher sauer. Aber keineswegs! Sie strahlt und flüstert auf Deutsch: »Das war hochinteressant! Über Religionsfreiheit haben wir gesprochen. Das sind richtig kluge Frauen!« Halten wir wieder kurz inne! Vielleicht kann ich auch aus dieser Begegnung dreierlei lernen: Die Jenseits-Sehnsucht kann ein enormer Trost bei schlimmen Schicksalsschlägen sein; und in dieser Gelassenheit kann man dennoch ein erfolgreicher Mensch im Diesseits werden. Einfache Lebensverhältnisse und Kopftuch bedeuten nicht: hier denken die Frauen nicht nach; nein, sie können wachen Auges auf die Gegenwart schauen. Schließlich: Muslime, die sich ihres eigenen Glaubens sicher sind, sehen uns als Gottgläubige, mit denen sie ihr Glaubensleben teilen, nicht als Andersgläubige, von denen sie sich abgrenzen müssen.

Adem

An der Hasan-und-Hulusi-Ecke biege ich rechts ein. Hier verkaufen fast alle Geschäfte dasselbe: Kinderwagen. Vor dem ersten Geschäft steht Adem. Er ist ziemlich klein gewachsen. Vielleicht führt er deshalb gern seinen eindrucksvollen Bizeps vor. Er verwandte anfangs öfter ein

Wort, das ich nicht verstand. Bis ich lernte, wer »Schweinsteiger« ist. Adem ist Fußballfan; und er ist mir gegenüber hin- und hergerissen. Einerseits fasziniert ihn dieser große Deutsche; andererseits vermutet er, dass ich ihm seinen Glauben nehmen will. Ich mache mit ihm deshalb häufig kleine Islam-Tests, die alle Umstehenden natürlich aufmerksam verfolgen. Los ging es so, an einem Freitag-nachmittag: »Und, warst du im Predigtgottesdienst?«, frage ich. Klingt unmöglich, aber er soll sich ja vor mir auch als treuer Muslim zeigen dürfen. Er bejaht. »Und, was hat der Imam gepredigt?«, schulmeistere ich weiter. Adem schaut in die Runde, es haben sich schon vier, fünf belustigte Zuhörer versammelt. Auch Adem lacht. Er empfindet wohl: Es ist eigentlich daneben, dass ausgerechnet Felix das fragt, und es ist Adem peinlich; aber er muss auch Zeit gewinnen, um sich zu besinnen. Ah, dann fällt es ihm ein: »Dass wir uns um Behinderte kümmern sollen, hat er gepredigt.« Adem wird geradezu einen Kopf größer. Prüfung bestanden. Schwieriger sind Adems Prüfungen mit den Frauen. Er schaut ihnen sehr begierig hinterher. Nun hatten wir bei uns in der Kirche für ein paar Tage die blonde Tochter des deutschen evangelischen Pfarrers von Istanbul inquartiert, Anne. Und Adem fielen beinahe die Augen aus dem Kopf. »Adem, hör mal«, sagte ich, »Du musst hier jetzt Abilik machen«. Das heißt, du bist Annes großer Bruder; du bist mitverantwortlich dafür, dass ihre Würde und die Ehre der Familie gewahrt wird. Wieder wird Adem einen Kopf größer und verrichtet seinen Großer-Bruder-Dienst die nächsten Tage mit ausgesuchter Höflichkeit. Dann bahnte sich, nach einigen Jahren und einigen gescheiterten Versuchen, seine Ehe an. In unseren Breiten hätte einer wie Adem kaum so früh geheiratet, aber in dieser eher schlichten Gegend Ankaras macht die Familie Vorschläge und erzeugt einen Erwartungsdruck, der sich in Adems Fall als heilsam erwies. Ich habe seine Frau zwar nie zu Gesicht bekommen, aber er wollte mit mir besprechen, wie er seinen ersten Sohn nennen soll. Er hatte das Plakat mit den »99 schönsten Namen Got-

tes« von der Wand genommen. Es hängt in vielen Wohnzimmern und Geschäften. Muslime zählen ja die Eigenschaften Gottes aus dem Koran wie eine Litanei auf, oft in Gegensatzpaaren. Das Plakat bot die arabischen Namen auch in Lateinschrift. Ein Name hatte es ihm besonders angetan. Es gibt das Gegensatzpaar *az-Zāhir – al-Bāṭin*«. Al-Bāṭin fand Adem super. Seinen Sohn wollte er deshalb gern ‘Abdalbāṭin nennen. Das klinge so schön, sagte er, aber er wisse nicht, was es bedeutet. Ich erklärte es ihm: *az-Zāhir* heißt »(Gott ist) der Offenbare« – *al-Bāṭin* »(Gott ist) der Verborgene«. ‘Abdalbāṭin wäre also »Der Diener des Verborgenen«. Das hat Adem dann doch nicht genommen. Vor allem seine Frau war dagegen. Wie lässt sich die Adem-Geschichte lesen? Das eine ist: Wir haben zwar eine gute, lebendige, witzige Beziehung; aber seine Gefühle changieren zwischen Vertrauen und Misstrauen, Bewunderung und Verurteilung. Und das macht nichts. Gefühlslagen sind eben gemischt. Das andere ist dies: Wir gewannen beide, mit unseren Unsicherheiten, voneinander unser Profil. Er konnte sich als regeltreuer Muslim zeigen; und ich wurde, ohne es je geplant zu haben, zu dem Geistlichen, der das Frömmigkeitsleben von Adem väterlich überwacht und berät.

Hamit

Jetzt aber nach links eingebogen, zu Hamit. Er ist mein bester Freund in der Gegend. Er steht bei Wind und Wetter an seinem Stand, denn er will seine Frau und seine beiden Kinder ernähren. Er ist ein erstaunlich stabiler Typ, gesund an Körper und Seele. Und aus einem schmalen Stand, an dem es erst einmal nur Strümpfe gab, ist im Laufe der Jahre ein meterlanger Straßenverkauf auch von Mützen und Schuhen geworden. Wenn ich jetzt aus Rom wieder an seinem Stand vorbeikomme, dann kann sich folgende Szene abspielen: Ich klaue im Vorübergehen ein Paar Badelatschen. Hamit merkt es, freut sich, dass ich endlich mal wieder im Lande bin, und ruft: Haltet den Dieb! Alle Nachbarn schauen entsetzt auf, verstehen

aber sofort und freuen sich zu sehen, wie Hamit und ich uns feierlich begrüßen und Wiedersehen feiern. Hamit hat immer praktische Ratschläge auf Lager, und ich brachte ihm die englischen Zahlen bei, für die wenigen Touristen, die ja auch mal Strümpfe kaufen könnten. Ich habe Hamit immer daran erinnert, dass das Wichtigste, was er seinen Kindern bieten muss, gute Bildung ist. Und tatsächlich studieren Tochter und Sohn inzwischen, finanziert hauptsächlich durch den Verkauf von Mützen, Latschen, Strümpfen. Für Hamit ist Erdoğan der ideale Politiker: Dass unter ihm über 150 Journalisten ins Gefängnis gekommen sind, hält Hamit für notwendig; ihm es ist wichtiger, dass Erdoğan die Religion zurück in die Öffentlichkeit gebracht und in Hamits Geldtasche mehr Inhalt gebracht hat. Das überzeugt ihn. Wenn wir uns morgens sehen, hat Hamit schon die Zeitung gelesen, und dann kommentiert er die Nachrichten. Ich erinnere mich an seine Schmerzen, als er mir die Fotos von Greuelthaten US-amerikanischer Soldaten aus dem irakischen Gefängnis Abu Ghaib zeigte. Er fragte zitternd: Ist das der christliche Westen? Ich konnte nur wiederholen, was Johannes Paul II. zum Irak-Einmarsch gesagt hatte: Jeder Krieg ist eine Niederlage der Menschheit, der Menschlichkeit (13. Januar 2003). Ich erinnere mich auch, wie Hamit im Mai 2003 morgens die Zeitung in der Hand hielt und auf die Nachricht vom Erdbeben in Bingöl deutete: 177 Tote. Dann sagte Hamit: »Allah’tan – das ist von Gott«. Man kann das schwer missverstehen. Es bedeutet nicht, dass der Gott der Muslime böswillig ist und Erdbeben schickt. Hamit sagt damit vielmehr: Wir können den Sinn des Erdbebens nicht erkennen. Aber auch dieses Schlimme ist von Gottes Willen umfassen. Ich gebe, sagt Hamit also, deswegen meinen Glauben an Gott nicht auf, sondern vertraue, dass er es schon richtig macht. Hamit ist ein tief gläubiger Muslim; er findet es zwar verkehrt, dass ich Christ und Pater bin, aber er akzeptiert es. Hamit ist eigentlich immer an seinem Stand. Nur freitags zur Mittagsgebetszeit nicht. Da ist er im Predigtgottesdienst,

und Hatice, seine Frau, übernimmt den Verkauf. Sie ist deutlich missionarischer als ihr Mann. Sie spricht mich dann schon auch theologisch an. Pater, hat sie einmal gesagt: »Wir nehmen ja Jesus als Propheten an. Wieso nehmt ihr denn Muhammad nicht auch als Propheten an? Muhammad hat doch Gottes letzte Offenbarung gebracht.« Das ist weder ein Angriff – noch ist es Einladung zum Gedankenaustausch über den Glauben. Hatice meint vielmehr, mir etwas mitteilen zu müssen, was ich noch nicht wusste. Ihr leuchtet einfach nicht ein, wie man den Koran nicht als Offenbarung annehmen kann. Das hört man von muslimischer Seite häufig: Wir erkennen Jesus an, also erkennt doch ihr auch Muḥammad an. Ich habe lange gebraucht, darauf eine gute Antwort zu finden – gut, das heißt richtig und verständlich. Ich sage jetzt: Jesus hat uns die Gemeinschaft mit Gott eröffnet (vgl. 1 Johannes 1,3). Der Koran sagt das nicht. Daher können wir seinen Verkünder, Muhammad, nicht einfach so als weiteren Propheten anerkennen; und daher erkennen wir auch Jesus nicht einfach als weiteren Propheten an, sondern eben: Er hat uns die Gemeinschaft mit Gott eröffnet. Über die Freundschaft mit dem Strumpfhändler Hamit bin ich glücklich. Wir sind das, was ich auch bei wissenschaftlichen Delegationen im Vatikan sage: friends in difference – Freunde; und deswegen nicht einfach gleich. Meine Erfahrung ist: Wir werden durch die Begegnung mit Muslimen bessere Christen; wenn wir ihre vorbildliche Demut sehen, vor allem aber wenn wir ihr Zeugnis annehmen als Frage an unseren Glauben, auch an unsere Theologie.

Özkan

Gleich hinter Hamits Strümpfe-Verkauf ist der Taxistand. Wenn ich in die Islamisch-Theologische Fakultät fahre, bin ich meist aufgeregt, ich habe dann eine türkische Vorlesung im Kopf, die ich erst am Vorabend ausarbeiten konnte. Ich habe die Krawatte schon um und muss sie nur noch vor dem Spiegel im Auto festziehen; ich bin

eigentlich schon in der akademischen Welt, wenn ich ins Taxi steige. Ich gerate dann zum Beispiel an Özkan. Er ist glücklich, dass er mich fahren kann, und ich freue mich auch. Ich frage ihn auch noch schnell, wie es seinem Auge geht, das sieht nämlich nach der Operation immer noch schlimm aus. Er steuert sein Taxi trotzdem schon wieder; und den Weg zur Fakultät kennt er sowieso auswendig. Özkan sieht vielleicht nicht so gut, aber eine schöne Stimme hat er. Und wenn er merkt, dass ich nervös bin, dann singt er mir unterwegs etwas vor. Die Texte seiner Lieder stammen meist von dem islamisch-geistlichen Volksdichter, den jeder Türke kennt: Yunus Emre (gestorben 1321). Eines seiner schönsten Gedichte heißt: Hak cihana doludur [Die Welt ist voll von Gott.] (Das in der Pater-Alfred-Delp-Halle zu sagen ist besonders bewegend; denn auch Alfred Delp schrieb ja aus dem Gefängnis: »Die Welt ist Gottes so voll.«) Aber weiter in Özkans Lied: Gelin tanış olalım [Kommt! Wir wollen einander kennen lernen.] İşi kolay kılalım [Wir wollen einander die Arbeit erleichtern.] Sevelim sevilelim [Liebende wollen wir sein und Geliebte.] Dünya kimseye kalmaz [Das Diesseits bleibt keinem erhalten.]



P. Felix Körner SJ in der Kollegsversammlung

Beyza

Wir fahren bekanntlich zur Theologischen Fakultät. Dort hat das Yunus Emre-Gedicht, das Özkan mir zur Beruhigung vorsingt, eine ganz eigene Geschichte. Sie beginnt in den 1960er Jahren. Damals ist eine Frau im muslimischen Theologiestudium noch eine Seltenheit. Auf katholischer Seite war das vor fünfzig Jahren nicht anders. Aber unter den vielen Männern, die damals Theologie studierten, um Imame und islamische Religionslehrer zu werden, ist damals eben auch eine Frau, Beyza. Sie trägt kein Kopftuch, normal für jene Zeit. Beyza bewirbt sich auf ein Stipendium für Jordanien, um besser Arabisch zu lernen. Obwohl ihre Noten ausgezeichnet sind, befindet die Jury: Solche wichtigen Stipendien sollten lieber die Männer bekommen. Aber – bieten sie ihr an – es gibt noch ein Stipendium, für das sich kein Interessent gefunden hat: Deutschland. Beyza nimmt es an und kommt nach Eichstätt. Dort fragt sie sich, wie das die Christen machen: Wie sie den Kindern den Glauben erschließen. Sie beginnt, sich in den Religionsunterricht zu setzen; und sie spürt: Dahinter ist Methode. Sie entdeckt, dass es ein Fach »Religionspädagogik« gibt! Als sie in die Türkei zurückkehrt, wird sie die Begründerin dieser theologischen Disziplin in Ankara. Heute hat sie einen großen Schülerkreis; die meisten daraus sind inzwischen selbst Professoren – und Professorinnen. Sie tritt regelmäßig im Fernsehen auf: »Tante Beyza erklärt den Koran« heißt etwa im Ramadan das Motto. Ihr beruflicher Erfolg geht mit einer traurigen Privatgeschichte einher. Als das erste Kind auf die Welt kommt und sich zeigt, dass es eine Tochter mit Behinderung ist, verlässt ihr Mann sie. Zum Glück aber findet sich ein humorvoller entfernter Verwandter, der sie heiratet und mit ihr noch zwei weitere Kinder hat. Beyza mag Jesus und sagt, Erziehung geht nur mit Liebe. Sie erzählt mir auch, wie es ihr ging, als sie den Passionsfilm von Mel Gibson sah: »Die wichtigste Szene ist, wie Jesus auf dem Kreuzweg vor seiner Mutter stürzt, sich erinnert, wie er auch als Kind so vor ihr hin-

gefallen war; und dann sagt: Siehe, ich mache alles neu.« Beyza ist fasziniert von den Lehrschreibern der römischen Kirche. Seit den 60er Jahren ist darin immer wieder vom Dialog die Rede. Sie sagt sich, so einen Dialog wollen wir auch in Ankara. Mit dem Nuntius, also dem päpstlichen Gesandten, und verschiedenen Persönlichkeiten gründet sie einen Gesprächskreis. Sie nennt ihn Tanış olalım: »Wir wollen einander kennen lernen.« Das ist die Liedzeile aus dem 14. Jahrhundert, die Özkan mir im Taxi vorsingt. Aus Beyzas Gesprächsprojekt in Ankara wurde langsam etwas Internationales. Denn mit dem Nuntius zusammen schreibt Beyza an den Papst (es ist Johannes Paul II.): Du redest von Dialog. Wir wollen diesen Dialog; schick uns Gesprächspartner. Der Papst gibt den Auftrag an seine römische Jesuitenuniversität weiter, die Gregoriana. Dass ich jetzt neben Özkan im Taxi sitze, ist eine Frucht aus der Saat dieses Projektes: Tanış olalım: Wir wollen einander kennen lernen.

Esra

Die akademische Welt natürlich ganz anders als die der Wachsmalstifte und Badelatschen um die Kirche herum. Ehrgeiziger und ehrerbietiger. Freitags sind die Flure mit einem grünen Teppich ausgelegt, denn das Fakultätsgebäude verwandelt sich dann für eine Stunde in eine Freitagsmoschee. Einmal kam ich, kurz bevor das Gebet losging. Einer der Professoren winkte mich zu sich: Komm, mitbeten! In der Reihe mitzubeten, das würde heißen, auch die Gebetsbewegungen mitzuvollziehen. Das mache ich grundsätzlich nicht. Ich knie mich gern in eine Moschee, ja. Aber beim Ritualgebet mache ich nicht mit. Das hat mir zu sehr Bekenntnischarakter. Das ist auch der Grund, warum ich Muslimen nicht die Kommunion gebe. Ich begründe es so: Dass du gern zur Messe kommen darfst – das ist Gastfreundschaft. Dass du die Kommunion empfängst – das ist ein Bekenntnis. Du würdest dann bekennen, dass du durch Jesus in die Gemeinschaft mit Gott eintrittst. Das willst du aber nicht bekennen.

Sonst würdest du ja um die Taufe bitten. Entsprechend wäre für mich auch ein Mittvollzug des Ritualgebets ein Bekenntnis zum islamischen Glauben. Wenn keine grünen Teppiche ausgerollt sind, ist das Leben einer islamisch-theologischen Fakultät so ähnlich wie das einer wissenschaftlich-theologischen Einrichtung katholischer oder evangelischerseits an einer deutschen Universität: es gibt Sprachunterricht, und Religionsphilosophie, und Religionspsychologie, und Schrift-Exegese und Forschungen zur eigenen Tradition und Geschichte und eine systematisch-kritische Darstellung des eigenen Glaubens. Koranauslegung ist mein Forschungsgebiet. Schon deshalb habe ich in der Fakultät die besten Beziehungen zu den Koranexegeten, einschließlich der jungen Koranexegetin Esra. Sie durfte, während ich in Ankara war, einmal ein Jahr in Rom studieren. Von dort schrieb sie mir eine Karte mit der Michelangelo-Pietà aus dem Petersdom; auf der Karte stand nur »Ich bin Petersplatz-Pilgerin geworden« – eine Formulierung, die man eigentlich nur verwendet, um zu sagen: ich bin Mekka-Pilger geworden, Hadschi. Es wird nun aber auch für Esra Zeit, dass sie heiratet. Ich sagte ihr in aller Deutlichkeit: »Dein Problem ist, dass du zu viele Jesuiten kennst. Du meinst, dass du nur einen Muslim nimmst, der wie ein Jesuit ist. Das führt zu nichts.« Ich hatte ihr dann den perfekten Muslim ausgesehen, einen Ankaraner Experten für Prophetentraditionen; und ich glaube, auf Jesuitenempfehlung hin hätte sie ihn auch genommen. Aber *er* wollte nicht. Inzwischen trägt sie das Kopftuch. Früher hat sie stolz den arabischen Muslima erklärt, dass das Muslimsein nicht an der Kopfbedeckung hängt. Ihr Sinneswandel – oder zumindest ihr Bekleidungswandel hängt aber nicht mit ihrer Heiratspolitik zusammen, sondern eher mit dem Programm der neuen Türkei: sichtbare Religion im öffentlichen Raum. Esra war, schon mit Kopftuch, vor zwei Jahren zum Forschen in den Vatikanischen Museen, also wieder in Rom. Ich bekam auch wieder eine Michelangelo-Karte: »zum zweiten Mal Petersplatzpilgerin geworden!« Es

war wieder Ramadan. Und sie wollte mich einmal zum Fastenbrechen einladen. Hmm, dachte ich, gut, da gibt es Fisch, denn der ist ja rituell verzehrbar für Muslime. Aber sie wollte auf keinen Fall Fisch essen, weil das katholische Kolleg, in dem sie wohnte, sie aus Ritus-Rücksicht jeden Tag mit Fisch fütterte. Wir fanden eine Lösung für das Fleischproblem: Wir gingen ins römische Ghetto: Was Juden als kosher essen, erkennen auch die meisten Muslime als *halāl*, als essbar an. Also begannen wir unser Festmahl in der Fußgängerzone des Ghettos. Sie verbot mir, Wein zu bestellen (der ist ja den Juden erlaubt, den Muslimen aber nicht) und unterbreitete mir auch noch während des Essens, dass sie an unserer Tagung über die Theologie der Barmherzigkeit nicht mitwirken könne. Ich war also schon ziemlich ärgerlich; aber noch mehr nervte mich, dass diese Familie da hinter Esra indiskret zu uns herüberschaute. Als die Leute sogar anfangen, uns zu fotografieren, platzte mir der Kragen. Aber mir kam es so vor, dass unsere Geschwister-Religionen mit Wutausbrüchen besser umgehen können als wir. Eine jüdisch-amerikanische Mom strahlte mich an und erklärte alles. Hier ist mein Sohn, Joshua, er ist jetzt Rabbiner in Florida geworden. Und wir freuen uns so, dass hier im jüdischen Ghetto eine Kopftuchträgerin ist und dass Sie hier sind, deutete sie auf mich, »Father. Und vielleicht können wir ja ein Foto von unserem Sohn – mit langem Bart und Kippa – und Ihnen beiden zusammen schießen?« Klar, machten wir. Ich hatte das Priesterhemd angezogen für den Fall, dass einige meiner Studenten vorbeikommen; es sind fast alles Seminaristen: Sie sollten nicht denken, dass der Pater an diesem Sommerabend auf Freiersfüßen ist. Erst als die Rabbinermutter uns zu dritt fotografieren wollte, wurde mir klar, dass unsere verschiedenen Zugehörigkeitsabzeichen – Kippa, Kollar, Kopftuch – hier ein Grund zum Feiern waren. Sie wurden nämlich zum Hoffnungszeichen, dass wir miteinander leben können. Papst Franziskus nennt das: die Pflicht, zur eigenen Identität zu stehen, und der Mut, anders sein zu können.

Akif

Aber zurück zur Ankaraner Fakultät und den Koranexegeten. Am häufigsten treffe ich mich mit Akif. Er hat zwei große Kinder und einen Nachzügler. Akif sagt, dass seine Frau den Koran genauso gut auswendig kann wie er; und er ist ein frommer Mann. Wenn wir einen Termin haben und er noch nicht zum Beten gekommen ist, dann rollt er schnell seinen Gebetsteppich aus und betet hinter seinem Schreibtisch. Ich soll ruhig drinbleiben, im Büro. Das ist nicht gefrömmelt, das gehört einfach dazu. Fünfmal am Tag erinnert man sich daran, dass man ja ein Diener Gottes ist. Ich konnte Akif einmal vier Wochen Goethe-Institut in München vermitteln. Als er zurück nach Ankara kam, erzählte er mir zwei Beobachtungen aus Deutschland. In der Unterrichtspause packte jeder sein mitgebrachtes Brot und Obst aus und begann zu essen; aber keiner bot den andern etwas an. Akif kommentiert: »Ich konnte das erst gar nicht: Losessen, ohne zu fragen, ob die Klassenkameradinnen und -kameraden etwas abollten.« Die andere Geschichte, die er aus München mitgebracht hatte, war die: »Neben mir wohnte ein Mann, der sagte ganz unverblümt, er sei Atheist.« Akifs Kommentar: »Wie kann man nur so blind sein, nicht an Gott zu glauben? Es ist doch offensichtlich, dass es ihn gibt.« Erstaunlich, dass der türkische Theologe bis nach München fahren musste, um einen Atheisten kennen zu lernen. Es gibt sie zwar auch in der Ankara. Aber da sind die Lebenswelten getrennt. Akifs ältester Sohn Ekrem wohnt inzwischen selbst in einem deutschsprachigen Land, in Österreich: Er studiert Maschinenbau in Wien. Als er aber noch zur Schule ging und ich einmal bei seiner Familie zu Gast war, tat er etwas Amüsantes. Er sagte zu Akif plötzlich in gestelzter Korrektheit: »Vater, ich muss noch Mağrib beten«: das Abendgebet. Köstlich ist, dass auch Akif sich darüber amüsiert hatte und mir sagte, als er mich heimfuhr: »Hast du gehört, wie er, da wir nun das erste Mal einen Pater zu Gast hatten, zeigen wollte, dass er auch seine Religion hat? Er wollte

es offenbar dir zeigen und mir und sich.« Einmal, es war ziemlich heiß, übersetzten Akif und ich zusammen einen schwierigen islamwissenschaftlichen Text aus dem Deutschen ins Türkische. Plötzlich unterbricht Akif die Arbeit, schaut mich an und sagt: »Felix, und das alles machst du ja nur, weil du willst, dass ich Christ werde.« Ich wusste erst nicht, was ich antworten soll. Denn ich tue das natürlich nicht, damit er Christ wird – ich habe ein sprachliches und islamwissenschaftliches Interesse, und ich tue's aus Freundschaft. Und Akif kann auch als sachlicher Professor unter den Muslimen viel Gutes bewirken. Aber eine Hoffnung, dass Akif wirklich erkennt, wer Christus ist, die habe ich trotzdem! Denn die Freude über die Auferstehung, der Geist Jesu, befreit uns in einer Weise, wie wir sonst nirgendwo befreit werden können: Denn die Erfüllung der Weltgeschichte ist an einem Menschen, an einer Geschichte erfahrbar geworden. Ich zögere also, Akif zu antworten. Und er ergänzt selber seinen Satz: »Und ich will, dass du, Felix, Muslim wirst.« Wie geht das jetzt weiter? Setzt er mich unter Druck? Ganz und gar nicht. Er lächelt: »Und jetzt los, übersetzen wir weiter.« Das war ein wichtiges Erlebnis für mich. Denn mir wurde klar: Es ist überhaupt nicht peinlich, sich zu wünschen, dass jemand sich zu meinem Glauben bekehrt. Das ist nicht radikal oder intolerant. Es kommt aber alles darauf an, wie ich damit umgehe, wenn sich mein Gesprächspartner nicht bekehrt. Bin ich dann beleidigt? Sehe ich es als Zeichen dafür, dass ich zu schwach bin oder unser Glaube zu schwach ist? Breche ich gar die Beziehung zum andern ab? Nein, die katholische Haltung ist – und viele evangelische Christen werden es genauso sehen: Auch wenn der andere anders bleibt, können wir viel voneinander lernen – einander »reinigen und bereichern« (Benedikt XVI, 21. Dezember 2012), einander »herausfordern« (Johannes Paul II., *Redemptoris Missio*, 56), und wir können zusammen diese Welt gestalten.